

# Geliebter Feind, vermisster Vater

Im Winter 1944/45 verliebten sich eine niedersächsische Bauerstochter und der russische Kriegsgefangene auf dem Hof. Der Mann starb vor Kriegsende. Im Herbst 1945 wurde sein Sohn geboren. Lange suchte Gerd A. Meyer seine russischen Verwandten.

Von Jürgen Langenkämper

**Sandbostel** (mt). Zwei Holzlöffel holt der Direktor der Waffenfabrik von Ischewsk am Ural hervor, füllt sie mit Wodka, reicht einem seinem deutschen Gast und sagt: „Trinken wir auf unsere russischen Väter!“ Gerd Meyer ist tief gerührt. „Ich habe mich in dem Moment gefragt, ob das umgekehrt auch ein deutscher Gastgeber zu einem Besucher aus Russland gesagt hätte, dessen Vater ein deutscher Soldat war“, sagt der 69-Jährige.

Im November 1945 in einem kleinen Dorf am Rande der Nordheide geboren, wusste Gerd Meyer lange nicht, wer sein Vater war. „Das war ein Tabu auf dem Hof meines Großvaters.“ Wer war der Vater des kleinen Jungen? Ein gefallener Soldat etwa?

Eines Tages, als Gerd Meyer etwa zehn war, kam sein bester Freund und sagte, er habe sich am Abend schlafend gestellt und seine Eltern beauscht. „Dein Vater war ein französischer Kriegsgefangener.“ Solche Gerüchte kursierten unter der Hand im Dorf.

Als der Sohn nach dem Abitur das Dorf verließ, verriet ihm die unverheiratet gebliebene Mutter auf sein Drängen hin, dass sein Vater tot sei und Anatolij geheißen habe, ein russischer Kriegsgefangener, der auf dem großelterlichen Hof gearbeitet habe. Damit war das Thema erledigt.

„Erst meine eigenen Kinder haben mich, als sie erwachsen wurden, gedrängt, mehr über meinen Vater, ihren Großvater, in Erfahrung zu bringen“, sagt Gerd Meyer. „Du musst deine Mutter fragen, solange es noch geht“, mahnten sie.

So erfuhr Gerd Meyer erst als gereifter Familienvater, dass sein Vater ein gebildeter Student war, als er bei dem Überfall Hitler-Deutschlands auf die Sowjetunion im Sommer 1941 in Kriegsgefangenschaft geriet. Nach Zwischenstationen kam er ins Stalag X B in Sandbostel zwischen Hamburg und Bremen, wo zuvor französische Kriegsgefangene wie der Krimiautor Léo Malet (1909-1996) oder der marxistische Philosoph Louis Althusser (1918-1990) interniert gewesen waren.



Hoffnungsvoller junger Mann: Anatolij Pokrowskij um 1940

In der Hoffnung auf bessere Arbeitsbedingungen und weniger kärgliche Verpflegung meldete sich der 21-Jährige für die Feldarbeit und den Einsatz auf einem der Bauernhöfe der Umgebung. Dabei gab er vor, in Russland in der Landwirtschaft gearbeitet zu haben, wie dies auch der fast gleichaltrige Viktor Tschukarin (1921-1984) getan hatte. Doch dessen Bäuerin bemerkte sehr bald, dass Tschukarin weder melken noch Gras mähen konnte. Auf eine solche Lüge stand die Todesstrafe. Doch „Frau Bruns“ verriet ihn nicht, sondern schickte ihn zum Rübenziehen aufs Feld. Später half ihm ihr Sohn, ein Soldat auf Fronturlaub. Beiden verdanke er, dass er die „Hölle von Sandbostel“ überlebt habe, berichtete der Turner später, der sogar Olympiasieger wurde.

Auch der Bauer, auf dessen Hof Anatolij, kam, Gerd Meyers Großvater,



Spät gefunden: Gerd Meyer steht in dem Bereich, in dem sein Vater im Februar 1945, achteinhalb Monate vor seiner Geburt, begraben worden war. Mit einem Holzkreuz erinnert er an Anatolij Pokrowskij inmitten des Massengraves russischer Kriegsgefangener. MT-Foto: Langenkämper

ter, merkte sofort, dass „sein Russe“ kein Landarbeiter war, und zweifelte daran, dass er die Arbeit schaffen könne. „Das wollen wir doch mal sehen“, soll Anatolij auf Deutsch geantwortet haben, und er erhielt seine Chance.

Der junge Mann lernte schnell und arbeitete gut. Tagsüber auf dem Hof tätig, musste er wie alle russischen Kriegsgefangenen abends unter Bewachung wieder in die Baracke.

Im Februar 1945 klagte Anatolij plötzlich über starke Kopfschmerzen. Schließlich kehrte er nicht wieder aus dem Lagerlazarett zurück. „Am 15. März, Omas Geburtstag, kam ein Wachmann und sagte: Euer Anton ist tot“, berichtet Gerd Meyer. Als die Schwangerschaft seiner Mutter offenkundig wurde, war die NS-Herrschaft zugrunde gegangen – andernfalls hätte

**Der Bauer, Gerd Meyers Großvater, bemerkte sofort, dass „sein Russe“ kein Landarbeiter war.**

te die noch junge Frau wohl mit Repressalien rechnen müssen. So trug sie ihr Kind aus – und schwieg.

Jahrzehntelang wäre es aussichtslos gewesen, Konkretes über einen einzelnen in der Gefangenschaft gestorbenen Sowjetsoldaten in Erfahrung zu bringen. Fortdauernde Kalte-Kriegs-Mentalität auf beiden Seiten des Eisernen Vorhangs, Ächtung, Verfolgung und Inhaftierung in Gefangenschaft geratener Rotarmisten nach ihrer Rückkehr in die stalinistische Sowjetunion, Geheimhaltung und Abschottung der Archive in Russland – all dies hätte Nachforschungen blockiert.

Doch „seit dem Jahr 2000 leistet die Dokumentationsstelle der Stiftung Sächsische Gedenkstätten Dresden wissenschaftliche Forschungsarbeit zu Lagern für sowjetische Kriegsgefangene in Deutschland und erteilt Auskunft zu ehemaligen sowjetischen Bürgern, die im Zweiten Weltkrieg in Gefangenenlagern bzw. Arbeitskommandos auf ehemaligem deutschem Reichsgebiet gestorben sind“ (Zitat der Internetseite). An die Datenbank in Dresden wandte sich Gerd Meyer ab 2005. „Jahr für Jahr habe ich dort angerufen“, sagt der Niedersächse. Stets wurde er vertröstet. Aber er ließ nicht locker.

Bereits 2002 war Gerd Meyer durch einen Austausch des Gymnasiums Johanneum in Lüneburg mit einer Gruppe nach Ischewsk, Hauptstadt der Udmurtischen Republik in der Russischen Föderation, gereist. Dort wurde er in der Familie einer russischen Ärztin und eines Ingenieurs besonders herzlich aufgenommen. „Als mich zum Abschluss eines Begegnungsabends eine der alten Frauen einer Kulturgruppe ganz fest in die Arme nahm, als sei ich einer der Ihren, wusste ich, dass ich die russische Familie meines Vaters suchen musste.“ Doch noch kannte Gerd Meyer nicht einmal Anatolij's Familiennamen.

Von Jahr zu Jahr schwanden die Aussichten. „Es seien fast alle Daten ausgewertet, hieß es schließlich.“ Da beschloss Gerd Meyer 2009, selbst nach Dresden zu fahren. „Die Akten waren im ganzen Haus, auch auf den Treppen gestapelt.“ Er durfte selbst am Computer nachschauen. „Da ich das Datum der Benachrichtigung von seinem Tod kannte, haben wir alle Anatolis angeschaut, die Anfang März 1945 in Sandbostel ums Leben gekommen waren.“ Keine Angaben passten. Also schaute er ein paar Tage zurück, und siehe da: Anatoli Michailowitsch Pokrowskij war am 28. Februar 1945 gestorben – an Grippe und allgemeiner Entkräftung, wie es wie üblich hieß. Zum ersten Mal hatte sein Vater einen vollständigen Namen.

Mit dieser Information wandte sich

Gerd Meyer an den Sandbostel-Überlebenden Dimitrij Borrisowitsch Lomonosow (1924-2015), der zur Recherche in Archiven um Moskau herumriet. Eine russische Freundin rief alle der Reihe nach an. „Am 2. November 2009 erhielten wir überraschend einen Anruf aus Moskau“, erinnert sich Gerd Meyer. Man habe die Familie seines Vaters ausfindig gemacht, in Semetschino im Moskauer Gebiet.

„Mit einem Mal hatte ich eine russische Familie“, sagt Gerd Meyer. Wenige Wochen später reiste er zum ersten Mal nach Semetschino. Die Schwester seines Vaters, Inna Michailowna, lebte noch dort und erzählte, dass ihre Eltern 1941 nur von Anatolij's Gefangennahme erfahren, aber danach nie wieder auch nur das Geringste gehört hätten. Jahrelang hoffte die Mutter auf die Rückkehr ihres Sohnes – ganz so wie Gerd Meyers deutsche Großmutter die Hoffnung auf die Rückkehr ihres in Russland vermissten Sohnes nie begrub. Mit einem Mal sah er auf alten Fotos, wie sein Vater als junger Mann ausgesehen hatte und optimistisch in die Zukunft schaute. Er erkannte sich in seinen Gesichtszügen wieder. „Mit meiner Zeugung lebt er weiter“, sagt der Sohn mit einem späten Gefühl der Genugtuung.

Inzwischen ist Meyer weitere Male in Russland gewesen und freut sich über die Gastfreundschaft und Offenheit, die ihm ganz unbefangene entgegengebracht werden. Er engagiert sich

in der 2006 gegründeten Stiftung Lager Sandbostel, die die Gedenkstätte an der Stelle des ehemaligen Kriegsgefangenenlagers Stalag X B unterhält.

„Ich glaube, dass es weitere Kinder russischer Kriegsgefangener in Deutschland gibt.“ Auch wenn dies im Nachkriegsdeutschland ein Makel gewesen sei. Sie möchte er ermutigen,

**Liebe und Zärtlichkeit auch und gerade in Kriegszeiten**

ihren russischen Wurzeln nachzuforschen und Kontakt zu ihren fernen Verwandten zu knüpfen, wo dies noch möglich ist.

Umgekehrt gebe es wahrscheinlich noch viel mehr Kinder deutscher Soldaten im europäischen Ausland. Wie schwierig deren Aufnahme durch die deutschen Halbgeschwister zuweilen zu sein scheint, macht ein Fall deutlich, von dem Meyer erfuhr: „Eine Bekannte berichtete mir, dass bei Freunden eines Tages eine Frau aus Frankreich an der Tür klingelte und sich als ihre Halbschwester vorstellte mit den Worten: ‚Wir haben denselben Vater.‘ Der Fremden wurde barsch entgegnet: ‚Unser Vater hat so etwas nicht gemacht!‘“

Und sie haben es doch getan, Liebe und zärtliche Gefühle auch und gerade in Kriegszeiten, sie, die jungen Frauen und Männer, egal, ob sie Deutsche, Russen, Franzosen, Belgier, Polen oder Dänen oder was auch immer waren, Menschen eben.

Gerd A. Meyer – Gerd Antoljewitsch, wie er sich jetzt auf russische Art als „Sohn des Anatolij“ ausweist – hat seine „Spurensuche“ in einem Buch verarbeitet, das er nur für seine Familie und Freunde geschrieben hat und drucken ließ. Seine Mutter söhnte sich kurz vor ihrem Tod im vergangenen Jahr mit ihrem Schicksal aus und freute sich für ihren Sohn.

Die Gedenkstätte Lager Sandbostel begeht mit einer Feier auf der Kriegsgräberstätte, dem ehemaligen Lagerfriedhof, heute um 16 Uhr die Befreiung am 29. April 1945. Im Lager Sandbostel kamen namentlich nachweisbar 5162 Kriegsgefangene und 2827 KZ-Häftlinge ums Leben – vermutlich aber noch viel mehr Menschen.



Verwandtenbesuch: Gerd Meyer zeigt der Schwester seines Vaters, Inna Michailowna, gemeinsam mit seinen Töchtern Anna Lena und Gesa die Daten, die er in Dresden gefunden hat. Fotos: Sammlung Meyer